

Da wunderlicher Sommerlang
mit Lust und Rang und Blüthe,
da ist die Zeit der Lust und Blüthe,
da ist die Zeit der Lust und Blüthe.

Was der Frühling im verborgenen
Schloß abzuwarten schenken ließ,
das zeigt jetzt in herrlicher Blüthe der
Sommer. Eine Meise, der Jungfrau
in die Hand gedrückt, ist sein Sinnbild.
So empfängt ihn das besessene Stern-
bild, wenn er seinen Einzug hält. Der
Sommer ist die Zeit der Erfüllung, aber
auch die Zeit der Enttäuschung. Raum
kann es der speculative Menschengeist
erwarten, daß der Sommer ihm zeigt,
wie die materielle Gabe des Sommers
ausfallen wird. Und enttäuscht
mendet er sich dann wohl ab, wenn die
seinen Erwartungen nicht entspricht,
und findet, wie die Natur zu reicher
Eindeutigkeit veranlaßt.

Wie die Meise, so ist auch die Rose
das Symbol des Sommers. Während
der grünen Frühling ihr das frische
Rosaubrot anlegt, bringt ihr der Som-
mer das schmale Hochzeitskleid. Leicht
steht der schmale Blütenkelch auf der
Stiele, in der Hand hält sie die Erde
neigt. Ein edel geformter Kelch,
der in fünf zierlich gekrümmten Kelch-
blättern, umschließt noch im Frühling
das Ungeborne wie ein süßes Geheim-
niß. Aber nicht lange währt es und
der beginnende Sommer läßt die be-
ginnenden Blüten. Koffschimmer es
durch das grüne Blattwerk, und da,
an einem frischen Sommermorgen, ist
dieses geprengt und flüchtig entfaltete
die Rose ihre Keise. Eine eigene Poesie
liegt in der sommerlichen Rose, die dort
unter den brennenden Sonnenstrahlen
zu bunter Fülle erglänzt. Sie ist das
formvollendete Naturgeheimnis. Einmal
ist es die holde Unschuld oder die Seh-
nsucht und Schmerzhaftigkeit, die bren-
nende Liebe voll Leidenschaft, die sich in
den weichen Blüten und glühend roten
Farben wieder spiegelt.

Um die Meise im Feld und die Rose
im Garten, als die eigentlichen Repre-
sentanten des Sommers, gruppieren sich
nun alle die anderen duftenden und far-
benprächtigen Gaben der Jahreszeit.
Mit sorgender Hand brachte sie der
Naturfreund durch den oft weiterweni-
gen Frühling, und nun belohnt ihn der
Sommer ob dieser Mühe, indem er die
Kinder der Flora zur schönsten Entwic-
klung bringt. Im herrlichen Blüten-
schmuck und reizenden Hochzeitskleide
präsentieren sie sich dem Besucher, und
da, wo sie sich zeigen, verdrängt schon
lieblicher Duft ihre Nähe. Wer geht
die herrlichen Gärten der Reichen durch-
wandert, wo die Kunst des Menschen
die Natur ihre Schöpfung teilt, der
vermeint wahrlich, er sei in die Pforten
des Paradieses getreten. Aber nicht
nur Auge und Herz erfreut sich an den
Sommergärten, auch das Gemüth wird
sein Ziel, und die vielfältigen Som-
merpflanzen, die der Landmann seinem
Garten entnimmt, bereichern jetzt unsere
Märkte. Selbst dem Armen ist es nun
vergönnt, ein Geruch mehr aufzuwecken
und in Genüssen zu schmelzen, die zu ei-
ner sorgfältigen Jahreszeit nur als aus-
gezeichnete Leckerbissen die Tafeln der
Reichen zierten. Gewiß, der Sommer ist
die Jahreszeit der Superlativ!

Es ist Sommer auf Feld und Wiefe!
Wer jetzt ins Freie hinausritt, der geht
wogende Saaten, wo noch vor Kurzem
der Pflug des Adersmanns ging und ge-
schäftige Hände der Erde Schätze anber-
trauten, die, vielfältig weiterverarbeitet,
jetzt ihrer Reife entgegengehen. In
schönen Farben prangt das Getreide und
schon nehmen die Ähren eine hellere
Färbung an. Eine Wolke von Blü-
tenstaub lagert über dem Felde, die der
Wind hin und her treibt. Das Korn
reist! Und die Schmittler greifen zur
Sense. Nach Feierabend tönen durch
das stille Dorf die hellen Sommerklänge,
womit der Schmittler seine Sense schärft.
Und am Sonntag Nachmittag geht
dann wohl der Landmann auf seine Ae-
der hinaus, um nachzusehen, ob die
Saat dem Schmittler verfallen kann.

Eine gar eigene Stimmung liegt über
den Feldern, in denen unser Fuß wan-
dert. Eine Poesie des Vollgenusses,
der abgelenkten Aufmerksamkeit; eine
Poesie, die allerdings jene tief inneren
Zöne nicht enthält, die der Verklärung
und Vergessens, in sich schließen. Wie
traumhaft liegt die Landschaft vor uns.
Die Sonne scheint hell und sengend her-
über und ihre Strahlen flimmern
über das wogende Kornmeer. Eine
erdrückende Stille lagert über den Fel-
dern, die einschlafend auf jegliche Leben
wacht. Nur ein Knirschen, das aus
den Ähren hervor, die einzigen
charakteristischen Laut jedoch, welche die
ermattete Stille des Feldes unterbre-
chen, und die zu der Sommerstimmung
gehören, wie der Appetit zur Mahlzeit,
das ist der Gesang der Grillen. Ein-
tönig klingt es freilich nur, sinnbefan-
gend, wie das ständige Murmeln des
Bades und die dumpfe Schwüle des
Mittags.

Die Saat ist reif. Die Schmittler
gehen ins Feld. Und unter ihren Sen-
senkreisen fällt die Frucht der Erde.
Dann herrscht ein frohliches Leben auf
dem Lande. Sobald der Tag beginnt,
gehen die Schmittler hinaus, die Weiden
leicht geschürt, mit den Frühlingssch-
necken versehen. Und am Abend, wenn
die Sonne ihre letzten Strahlen über
die Garben wirft, gehen sie unter fröh-
lichem Gesänge wieder dem heimathli-
chen Dorfe zu, das vorher wie ausge-
fodert lag und jetzt von dem Jauch-
zen der Heimkehrenden widerhallt.

Die Genschnitten haben mit einem
Schlage die Physiognomie der ganzen
Landschaft verändert. An Stelle des wo-
genden Kornmeeres, das in seiner viel-
farbigen Gestalt bislang der Landschaft
den Charakter gab, ergeben sich blei-
chende Getreidegarben, die in jährlichen
Schleifen sich reihenweise über die Felder
ziehen. Gar traurig steht der Stoppel
himmelhoch, und wie lange wird es
dauern, so läuft der verlorene Haie über
das Stoppelfeld. Das ist eine leise
Mahnung an den Herbst, die schon durch
die sommerliche Natur zieht. Während
der Sommer noch an den Frühling
erinnert, wo Alles grünt und blüht, deu-

tet der Nachsommer an den Herbst, auf
die fruchtbringende Zeit. Denn schon
im Juli, noch mehr im August sehen wir
die Entleerungen in das Feld fahren und
reich beladen die Sommerfrüchte unter
das Dach bringen.

Das ist des Himmels Segen, der uns
freilich erst von fernem Ländern über-
mittelt wurde. Genau wissen wir aller-
dings die Heimath unserer Kulturge-
wächse nicht. Man versteht sie wohl
nach Äthen. Sehr früh bekannt war
das Getreide. Nach Plinius ist es das
älteste angebaut Getreide zumal bei den
Griechen. Am bekanntesten jedoch ist
der Getreidebau bei den Ägyptern, die
ihn durch Ostis und Isis kennen ler-
nen, von welchem Götterpaar sie auch
das Getreide ein Geschenk erhielten.
So berichtet die ägyptische Mythologie.
Ebenso waren die alten Hebräer Acker-
bauer. Wenn fallen dabei nicht die sie-
ben fetten und mageren Fruchtsjahre ein,
als Josef, potipharischer Angehöriger,
Getreideinspector in Ägypten war! Die
alten Römer gebrauchten die Getreide
des Hafers als Pferdefutter. Sie wa-
ren zu Zeiten auch so gicands und ga-
ben ihren Soldaten Getreidebrot statt
Weizenbrot. Außer zum Boden wur-
de schon vor Alters die Getreide aus zum
Brauen benutzt. Und daß in diesem
lößlichen Thun später die Deutschen
nicht hinter den Ägyptern und sonstigen
kultivierten Völkern zurückblieben, das
bezeugt der fundige Tacitus.

Die Älten schätzten den Getreidebau
sehr hoch und staatlichseits fand er die
förderlichste Unterstützung. Die Perser
erklärten die Getreideausfuhr sogar für
ein Verbrechen. Und in wie hohen
Ehren der Getreidebau bei den Wilden
Nordamerikas stand, erhellt aus der
Aussage eines alten Indianers — die
alten Indianer der Reichen sind —
nach dem andern die glanzvolle Städte
verlassen, während die fruchtbringenden
Blüthenheile mehr an deren Stelle
treten.

Der Wald ist fülliger geworden. Sein
belebendes Element ist verschwunden.
Der Gesang der Vögel ist verflummt.
Freilich, als das junge Grün aus der
Erde bricht, und Baum und Strauch im-
mer mehr prägnant und die ersten Blüthen
zwischen den schlaftrübenden Blättern
herauslugen, da hält der Wald wider
den des Liebeslieders seiner minnenden
Bewohner.

Die Sänger, welche nicht mit der
Aufkunft der Jungen beschäftigt sind,
bereiten sich schon vor, um die Heimate
zu verlassen. Einsamer als sonst liegt
daher der Wald vor uns. Ueber ihn
schwebt bereits die Schwermuth eines
Hinscheidens oder die stiller Regeneration
eines alternden Jüngers, welche der
jungfräuliche Lenz treulos verliert. Nur
wenn der Himmel sich in harten Wolken-
schichten entlastet, dann verandert sich
die majestätische Ruhe des Waldes in
wilde Thätigkeit. Dann hebt es an,
im Walde zu toben und brausen, es ist
ein Brüllen und Grollen, ein Ächzen
und Schöhnen, als wände sich der Wald
jüngend unter den Griffen furchbarer
Gewalten. Erhebener, zeigt sich jetzt
kein Contrast, als der sommerliche Wald
in dumpfer Mittagshitze und während
des Sommers. Einmal ist die ganze
Landschaft aufgeregt, wird dramatisch
bewegt, das andere Mal, wenn das Ge-
witter veranlaßt ist, wird, gleichgültig
es regnet, als wäre ein lieblicher Früh-
lingshauch über die Landschaft ge-
strömt.

Alein nicht immer zeigt die Land-
schaft ein solch freundliches Gesicht.
Wer kennt nicht den trüblichen Land-
regen, der sich dann immer mit erschre-
ckender Pflanzlichkeit einstellt, wenn er
am wenigsten erwartet wird? Will der
Städter die längst verabschiedete Land-
partie machen und der Landmann sein
Korn einfahren, so verdrängen die offi-
ciellen Wetterprognosen feierlicher Wetter,
der meteorologischen Schätze des Weses
drückt sich diplomatisch aus und spricht:
es temperirt — in der Himmels-
gemeinnützigkeit ist jedoch weiterwenig
Gesicht macht und den vergessenen Men-
schen daran erinnert, das es außer einem
täglichen Donnerwetter, das man sich
allenthalben noch gefallen läßt, auch noch
ein langweiliges, greisgrämliches
Anbreiten giebt, der so gleichgültig,
pedantisch heimelhaft, daß man wohl
gleich aus seinem eigenen Ich fahren
möchte, wenn man nur wieder hinein
könnte! Da schaut man denn nach der
gauben Himmeldecke und sucht, wie der
Seefahrer das erste Band, die ersten
Stellen auf die einen baldigen günstigen
Witterungswandel deuten können. Und
hoffnungslos blickt das Auge wieder her-
über auf die trüblichen Wälder, die
regnet und bewegungslos dastehen,
während über ihnen schlafend herab-
hängen die Blätter der Regen riecht, von
Blatt zu Blatt, an Zweig und Stamm
hinunter, langsam und langweilig. Und
da nicht die trübe, melancholische
Stimmung, die in der Natur herrscht,
auch des Menschen bemächtigt? Wer
in und mit der Natur lebt, für den ist
die Witterung der Regulator der Stim-
mung!

Und gerade in heutiger Jahreszeit
sucht der Mensch der Natur näher zu
treten. Es ist die Zeit der Sommer-
frühen. Wer irgend kann, der eilt aus
dem beengten Städtchen auf das Land.
Welche Wünsche, Hoffnungen, Genüsse
und Freuden bergen die weiten Wälder
auf das Land! Da glaubt der Eine
von bitteren Seelenleiden und Ver-
wundungen auf einige Zeit befreit zu
werden, indem er der geliebten Erinne-
rung oder der leidlichen Gegenwart lebt,
der Andere athmet froh auf, ihm fällt
ein ganzes Aienbüchel vom Herzen,
wenn er den Merger, Mikmutz und die
Enttäuschungen der Officien mit dem
Naturleben, vertraut kann.

Wie nehmen die Tage doch schon ab!
ruft die Hausfrau, indem sie den Gar-
ten verläßt, um Licht zu holen. Sobald
das zu Lande geschieht, geht der Som-
mer zu Reize. Es ist ein süßes Wahr-
zeichen. Alles gemacht aus der
Sommerneige: die Traube wird voller
und drängt sich immer mehr aus dem
Laub hervor. Das Obst weicht die
Farbe und reißt sich, und schon bietet
der Markt die prächtigste Herbstgabe dar.
Die Felder werden leiser und die Stop-
pel leiser, und über die Wiesen, die
der zweiten Schur entgegenrücken, zieht

die Spinne ihre Gespinne, in denen der
Thau verhängt und dann, von der Mor-
gensonne bestrahlt, Silberperlen bildet,
oder die Spinne schließt auf lustigen
Schiffe davon:

Sommerfrühen in der Luft,
flatternd durch den Nebelhauch,
Sag, du leicht Gewebe im Wind,
Wo hast du die Blumen hingeführt?
Raum, daß ein Glanz erblüht,
Sag, auch seine Spur entziehe,
Sag, wohin es mir entziehe,
Sag, Sommerfrühen, weise mich.

Alles verflücht den nahenden Herbst
und stille Wehmuth durchzieht die Na-
tur:

Frühling und Sommerzeit,
kurz ist ihr Prangen —
Schönheit und Liebe
sind bald vergangen —

Der Preisrichter.

Ein Idyll aus einer kleinen Stadt.
Von Julius Weh.

Ein Amtsbrief? Er drehte ihn mit
schlaumer Miene zwischen den Fingern,
besah ihn misstrauisch von beiden Seiten
und legte ihn endlich auf das rechteckige
Nachdem er das Scherzblatt an dieser
Stelle vorzüglich gelassen hatte. Dar-
auf holte er aus der Kiste seines Brust-
kastens, wo es in trauter Vereinigung bei
Schnaps und Zigaretten ruhte, ein
umfangesreiches Briefblatt, öffnete es
mit Anstrengung, das es einen An-
gab, 199 eine großgefärbte, höckerne
Briefe hervor und legte sie auf seine
Nase.

Während dieser zeltunartigen Proze-
dur murmelte er vor sich hin: „Was
wird es sein? Das heißt: was kann es
sein? Wenn dieser Magistrat an Un-
ter-einen schreibt, so bedeutet das: Steuer-
erhöhung oder so dergleichen. Man
kennt das! Aber je sollen wir nur kom-
men! Diesmal — ja diesmal! Wo her
damit!“

Befürchtung, damit nicht etwa ein
amtlisches Siegel sich abdrücke,
machte er den Brief auf und faltete ihn
auseinander, wobei eine größere Portion
Schnaps herabfiel; hierauf entfernte er
den noch lose auf der Schrift haften
Schnecken durch einen leichten Schlag mit
dem Handrücken und los:

„Guten Morgen, Herr Meisel, ich habe
hierher, daß Sie mit Sie zum Preis-
richter für die auf der hiesigen, gewer-
lichen Ausstellung von Geflügelarbeiten
beinhaltigen Schmausarbeiten ein-
ernannt haben. Wie geben uns der
Hoffnung hin, daß Sie die Angelegenheit
dieses Ehrenamt annehmen und dadurch
unser Geflügelwesen für die Förderung
des Handwerks unterstützen werden.
Gutwird, den . . .“

Der Magistrat.

den Schmausmeister Herrn Meisel,
Hochachtung.

Meisel brauchte eine geraume
Zeit, um dieses fahrlässige Brief-
stück zu bewältigen. Als dies endlich ge-
schah, war, schüttelte er wiederholt den
Kopf, und seine Miene nahm einen be-
denklichen Ausdruck an.

„Was ist denn das wieder für eine
Sache?“ sagte er vor sich hin. „Preis-
richter? Was steht dahinter? Wozu,
daß es auf 'ne neue Steuer hinausläuft
oder so dergleichen.“

„Minna! Minna!“ rief er dann, den
Kopf schüttelnd nach der nebenan ge-
legenen kleinen Stube, deren Thür offen
stand, mahnend, mit lauter Stimme.

Als ob er sich eine Auliche, noch
am wenigsten erwartete, sah er in den
Händen, auf der Schwelle. Ein rubi-
gotes Kästchen lag über ihr wogendes
Gesicht, wie Syrus über weiche Samen-
und mit diesem Kästchen richtete sie jetzt
das Wort an den Meisel.

„Was giebt es denn, Wilhelm?“
„Minna“, erwiderte er und lachte auf,
„denke Dir, Minna, der Magistrat hat
mich zum Preisrichter ernannt.“

„Zu was, Wilhelm?“
„Zum Preisrichter!“
„Preisrichter? Was ist denn das?“
Du wirst falsch gelesen haben, es wird
Preisrichter heißen!“

„Dummes Zeug, Minna! Wie kann
ich denn Preisrichter werden? Hier,
komm her und lies: daß wir Sie zum
Preisrichter ernannt.“

Die Frau brügte sich über das Schrei-
ben und sagte ängstlich:
„Wenn's nur nichts Schlimmes ist,
Wilhelm!“

„Schlimmes gerade nicht“, erwiderte
er, „aber Geld wird's kosten; denn was
vom Magistrat kommt, das ist allemal
bitter. Sie haben nämlich da“, er-
klärte er, eine Ausstellung, wo die Geflü-
gel ihre Arbeiten hinstellen, und des-
wegen soll ich Preisrichter sein.“

„Aber, Wilhelm, du hältst ja keine
Geflügel!“
„Eben darum glaube ich, daß das so
einmal ist von diesem Magistrat. Weil
sie mich nicht zwingen können, Geflügel
zu halten, so geben sie mir's hinten-
herum zu verstehen, das nennen sie jetzt:
indirekte Steuern!“

„Das ist ja eine schreckliche Ungerech-
tigkeit!“, meinte die Frau und ließ zum
Zeichen ihres gekränkten Rechtsempfindes
drei neue Wägen von der Kugel fallen.
„Ja, da müßt Du bei Zeiten was dage-
gen thun, Wilhelm!“

„Weißt Du was?“ versetzte der Mei-
sel, „ich werd' mal den Demokraten
fragen.“

„Ja, das thust Du, Wilhelm!“ rief
die Frau, offenbar sehr erbaud über diesen
Entschluß, zu.

Es dauerte nicht lange, so erschien der
Meisel wieder und brachte den Demo-
kraten mit. Dieser schnitt ein spötti-
sches Gesicht, als er eintrat, tupfte der
Meisel auf eine ihrer fetten Schultern
und sagte:

„Gut, Madame Meisel, zur
Preisrichter! Ich hab' es immer
gesehen, daß Mann wird 'mal Stadt-
verordnet! Die Dummheit dazu hat
er; ja, jetzt ist die Weisheit der Anfang
geacht.“

„Weißt Du, was?“ versetzte der Mei-
sel, „ich werd' mal den Demokraten
fragen.“

„Ja, das thust Du, Wilhelm!“ rief
die Frau, offenbar sehr erbaud über diesen
Entschluß, zu.

Es dauerte nicht lange, so erschien der
Meisel wieder und brachte den Demo-
kraten mit. Dieser schnitt ein spötti-
sches Gesicht, als er eintrat, tupfte der
Meisel auf eine ihrer fetten Schultern
und sagte:

„Gut, Madame Meisel, zur
Preisrichter! Ich hab' es immer
gesehen, daß Mann wird 'mal Stadt-
verordnet! Die Dummheit dazu hat
er; ja, jetzt ist die Weisheit der Anfang
geacht.“

„Weißt Du, was?“ versetzte der Mei-
sel, „ich werd' mal den Demokraten
fragen.“

„Ja, das thust Du, Wilhelm!“ rief
die Frau, offenbar sehr erbaud über diesen
Entschluß, zu.

Es dauerte nicht lange, so erschien der
Meisel wieder und brachte den Demo-
kraten mit. Dieser schnitt ein spötti-
sches Gesicht, als er eintrat, tupfte der
Meisel auf eine ihrer fetten Schultern
und sagte:

„Gut, Madame Meisel, zur
Preisrichter! Ich hab' es immer
gesehen, daß Mann wird 'mal Stadt-
verordnet! Die Dummheit dazu hat
er; ja, jetzt ist die Weisheit der Anfang
geacht.“

„Weißt Du, was?“ versetzte der Mei-
sel, „ich werd' mal den Demokraten
fragen.“

„Ja, das thust Du, Wilhelm!“ rief
die Frau, offenbar sehr erbaud über diesen
Entschluß, zu.

Es dauerte nicht lange, so erschien der
Meisel wieder und brachte den Demo-
kraten mit. Dieser schnitt ein spötti-
sches Gesicht, als er eintrat, tupfte der
Meisel auf eine ihrer fetten Schultern
und sagte:

„Gut, Madame Meisel, zur
Preisrichter! Ich hab' es immer
gesehen, daß Mann wird 'mal Stadt-
verordnet! Die Dummheit dazu hat
er; ja, jetzt ist die Weisheit der Anfang
geacht.“

„Weißt Du, was?“ versetzte der Mei-
sel, „ich werd' mal den Demokraten
fragen.“

„Gut, Madame Meisel, zur
Preisrichter! Ich hab' es immer
gesehen, daß Mann wird 'mal Stadt-
verordnet! Die Dummheit dazu hat
er; ja, jetzt ist die Weisheit der Anfang
geacht.“

„Weißt Du, was?“ versetzte der Mei-
sel, „ich werd' mal den Demokraten
fragen.“

„Ja, das thust Du, Wilhelm!“ rief
die Frau, offenbar sehr erbaud über diesen
Entschluß, zu.

Es dauerte nicht lange, so erschien der
Meisel wieder und brachte den Demo-
kraten mit. Dieser schnitt ein spötti-
sches Gesicht, als er eintrat, tupfte der
Meisel auf eine ihrer fetten Schultern
und sagte:

„Gut, Madame Meisel, zur
Preisrichter! Ich hab' es immer
gesehen, daß Mann wird 'mal Stadt-
verordnet! Die Dummheit dazu hat
er; ja, jetzt ist die Weisheit der Anfang
geacht.“

„Weißt Du, was?“ versetzte der Mei-
sel, „ich werd' mal den Demokraten
fragen.“

„Ja, das thust Du, Wilhelm!“ rief
die Frau, offenbar sehr erbaud über diesen
Entschluß, zu.

Es dauerte nicht lange, so erschien der
Meisel wieder und brachte den Demo-
kraten mit. Dieser schnitt ein spötti-
sches Gesicht, als er eintrat, tupfte der
Meisel auf eine ihrer fetten Schultern
und sagte:

„Gut, Madame Meisel, zur
Preisrichter! Ich hab' es immer
gesehen, daß Mann wird 'mal Stadt-
verordnet! Die Dummheit dazu hat
er; ja, jetzt ist die Weisheit der Anfang
geacht.“

„Weißt Du, was?“ versetzte der Mei-
sel, „ich werd' mal den Demokraten
fragen.“

„Ja, das thust Du, Wilhelm!“ rief
die Frau, offenbar sehr erbaud über diesen
Entschluß, zu.

Es dauerte nicht lange, so erschien der
Meisel wieder und brachte den Demo-
kraten mit. Dieser schnitt ein spötti-
sches Gesicht, als er eintrat, tupfte der
Meisel auf eine ihrer fetten Schultern
und sagte:

„Gut, Madame Meisel, zur
Preisrichter! Ich hab' es immer
gesehen, daß Mann wird 'mal Stadt-
verordnet! Die Dummheit dazu hat
er; ja, jetzt ist die Weisheit der Anfang
geacht.“

„Weißt Du, was?“ versetzte der Mei-
sel, „ich werd' mal den Demokraten
fragen.“

Phantastische Wünsche.

Beim Zeug! Dafern ich Pluto wäre,
Ich wünschte mir, auf Er!

Ich wollt' den Cerberus dressiren!
Der müß' Pantoffeln apportiren.

Zuweilen auch — und wahr's verboten —
Knüpft' ich die Schwänze ihm zu Kno-
den.

Und wollt' ich riesig mich erbauen,
Schnallt' ich ihm Schlittschuh' an die
Klauen.

Trion bänd' ich los vom Rade,
Und spannt' ich auf dem Streßbett
grabe.

Dem Tantalus, dem armen Lumpen,
Gäß' ich zum Saff dreihundert Lumpen.

Den Sisyphus mißmamt dem Stein
Schmitt' jodelnd ich zum Sturz hinein.

Den Danaiden ging's nicht besser:
Ich facht' ich all' zum Saff dem Fässer.

Und trösten unten sie heraus,
So würf' ich sie zum Tempel' naus.

Auch an den Bergen wollt' ich rütteln,
Und Städte durchgehauen ich hüteln.

Bunshöhlen aus Corch' und Letho
Mit Nektar tränk' ich fröhlich und spät.

Und lag' ich mal beaufsetzt da —
Dann küßt' ich die Polceppina.

Als Dr. M's Tagebuch.

Zwischen der Konferenz in Constan-
tinopel und dem Barchinon in Hamburg,
der kürzlich abgehalten wurde, ist inso-
fern ein gewisser Zusammenhang, als
hier und dort gewünscht wird, es möge
Alles glatt gehen.

Wenn Gelegenheit für die erste Für-
stentagung ist, so erscheint es doppelt
bedauerlich, daß der Prinz von Hanau
nicht seinen Gläubigern gerecht wird.
Die Werbung durch Sultan und Ahe-
dive wird Arabi Pascha nicht allzuviel
schaden, so lange er sich der Achtung sei-
ner Landsleute erfreut.

Dem in England weilenden Zulu-
setzungs wird namentlich die europäi-
sche Fußfesselung sehr lästig. Es ist
das um so auffälliger, als er sonst, wie
es heißt, einen Stiefel vertragen kann.
Es ist neuerdings mehrfach vorgekom-
men, daß der Stiefel das Telefon
einschlug. In diesem Falle ist also Ju-
piter sonars selbst Fernsprecher ge-
wesen.

Die Wege, welche die Sternschnuppen
an nächtlichen Himmel nehmen, sind so-
zu sagen eine Wünschelei für Jeder-
mann.

Rezept zu einem modernen
Bauernverein.

Nimm drei Grillen oder vier,
Majoratskronen sechs bis sieben
Und Barone nach Belieben,
Zu' hinzu auf jeden Fall
Zugend einen Erbmarshall;
Doch in Flus die Fische kommt,
Sehe bei, was merkwürdig kommt,
Ist es irgend aufzutreiben,
Aus Barzin ein gnädig Schreiben,
Dass die Mischung sehr perfekt,
Quantum satis: fallen Letzt,
Und Du hast — was kann da sein? —
Dann den schönsten „Bauernverein“.

Das blinde Pferd.

Der Pferdehändler Jacobsohn will
vom Hauptmann v. S. ein Pferd kau-
fen, welches blind ist, ohne daß dies
sehr bekannt gewesen. v. S. schickt den
Händler in seinen Pferdehall, damit er
das Pferd anschau. Als Jacobsohn
zurückkommt, fragt ihn der Hauptmann:
„Nun, Jacobsohn, haben Sie das Pferd
gesehen?“

Jacobsohn: „Ja, aber's Pferd hat
mir nicht gesehen!“

Ein neuer mildernder Um-
stand.

Richter: „Angeklagter, haben Sie noch
etwas beizulügen?“ Angeklagter:
„Ich bitte, die miserable Verleumdungs-
rede des Herrn Doktor Weiser als mil-
dernden Umstand beim Strafmache
berücksichtigen zu wollen.“

Befehleiden.

„Sie, Meiser, haben Sie denn gar
keine Beschäftigung für mich, Sie glau-
ben gar nicht, mit wie wenig Arbeit ich
zufrieden bin!“

Zweiterlei.

Fahrmann: „Fah'n die Kinder auch
mit?“ — Gräfin: „Das sind keine Kin-
der, das sind junge Grafen.“

Politisch.

„Aber, Herr Amtsrichter, sagen Sie
uns, weshalb Sie Reis so energisch da-
rauf dringen, daß sich zu Mittag Ihr
Zischgehe, welcher doch Ihr Unterge-
bener ist, zuerst von den Speisen her-
ausnimmt?“ — „Ja, sehen Sie, das hat
keinen anderen Grund: Wenn nämlich
ich zuerst herausnehme, muß ich aus
Achtung den größeren Theil in der Schü-
fel lassen; legt sich aber mein Unterge-
bener zuerst vor, so ist es selbstredend,
daß der größere Portion mir bleibt.“

Ein kleines Mißverständnis.

„Ja, es ist richtig, daß sich die Kran-
heit Ihres Cheims seit gestern so ver-
halten hat, daß man die ihm jeden
Augenblick das Ende wartet?“ —
A: „Jahob, ich bin auf Alles gefaßt!“
B: „So? Ja, haben Sie geglaubt, Sie erben
nur die Hälfte.“

Vom Catheder.

Professor (dozierend): „Die Sprache,
meine Herren, ist das natürliche Kenn-
zeichen des Menschen. Wenn ein Ochs
reden könnte: „Ich bin ein Ochs“, so
würde er kein Ochs sein, sondern ein
Mensch.“

Kenomage.

„Sehen Sie nur, wie hell und klar
sich heute der große Bar zeigt!“
„Was, der mal der große Bar sind?“
„Ja, haben Sie, der ist bei uns nicht
einmal der kleine.“